Zeitschrift: Sauter's Annalen für Gesundheitspflege: Monatsschrift des

Sauter'schen Institutes in Genf

Herausgeber: Sauter'sches Institut Genf

Band: 21 (1911)

Heft: 3

Artikel: Von der Lebensweise der alten Deutschen

Autor: Schmidtbauer, Matthäus

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1038234

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von der Lebensweise der alten Deutschen.

Matthäus Schmidtbauer

In der Phantasie des Boltes und eines großen, wenn nicht des größten Teiles der "Gestildeten", lebten die Altvordern der Deutschen als eine Art halbnackter Riesen à la Goliath, auch ähnlich wie dieser "Weberbäume" als Lanzen handhabend, den ganzen Tag auf der Bärenhaut liegend und Unmassen von Fleisch und dem "anno dazumal" noch gar nicht vorshandenen Bier vertilgend.

Unders schon hebt sich von dieser allgemeinen Unichauung eine Stelle aus ber Naturgeschichte des älteren Blinius ab, aus der hervorgeht, daß unsere Vorfahren viel Haferbrei verzehrten, und der Schriftsteller Novary Schreibt im 13. Hefte des Jahrganges 1885 der "Illuftrierten Welt" unter anderem: "Dag die Germanen bereits in ihrer affatischen Urbeimat Ackerbau gefannt und betrieben haben, was fich nach dem Altmeister Grimm mit einiger Sicherheit aus unserem Sprachschatze nachweisen laffe. Man bante Birfe, Safer, Gerfte, Roggen, daneben mahricheinlich ichon Bohnen und Rüben." Go stand's noch im großen und gangen 300 Jahre vor Chriffus.

Der bereits angeführte Plinius war selbst mehrere Jahre in Deutschland und zwar zur Friedenszeit und aus diesem Grunde sind auch die Berichte aus dieser Feder wertvoller als die eines Cäsar oder eines Strabo. Leider ging Plinius Werf über die germanischen Kriege verloren und so können wir uns nur auf seine Naturgeschichte berufen, die uns aber ebenso entscheidende Aussprüche über die Lebensweise der Germanen hinterlassen. So schreibt er: "Der Hafer dient ebenfalls als Getreide, wie denn die Völker Germaniens ihn

säen und von keinem anderen Breie leben". Nach demselben Autor geht mit Bestimmtheit aus seiner Schrift hervor, daß auch Obst in Germanien sehr wohl vorkam: er fand am Rhein eine "dreifarbige" Kirsche (grün, rot und schwarz), auch gab es bereits Gärten wie heutzutage, in denen Zuckerwurzeln, Rettige, Rüben, Mohrrüben und Spargel gezogen wurden.

Wenn man sich immer wieder von gewisser Seite auf Tacitus beruft, so übersieht man dabei, daß bei diesem auch nicht alles unanssechtbar ist, was er schrieb. So spricht dieser Antor nur von dem blonden Haar der alten Deutschen, während große Stämme brünett waren, wie 3. B. die Burgunder und andere.

235 n. Chr. verheerte Maximinus einen Teil Deutschlands, worüber Herodian erzählt: "Er verwüftete bie gange Begend und auch das Getreide, das damals icon reif war". 50 Jahre fpater machte Brobus weitere Eroberungen und sandte eine pomphafte Siegesdepefche an die romischen Senatoren, in ber es unter anderem beißt : "Germanien ift weit und breit unterjocht. Nenn Ronige verschiedener Bölfer lagen bittend und demutig zu meinen Füßen und zu den Euren. Alle Barbaren fäen icon für Euch, actern für Euch und fechten gegen die emfernten Bolfer. Berfügt baber nach Eurer Sitte über die "Buwendungen", benn die gallischen Felder werden mit Ochsen ber Barbaren gepflügt, zu unserer Nahrung weiden ihre Berden, ihre Beftute dienen unferer Reiterei, die Schennen find voll barbarischen Betreibes".

Aus all diesen verläßlichen Quellenwerken geht also hervor, daß unsere Vorfahren schon tapfer dem Hafermuß zusprachen, daß sie diesem ihr gesundes Mark, ihre kräftigen Anochen verstankten und bei dieser derben Kost der Schrecken ihrer Feinde wurden. Und solange man dem Hafer, dieser Kraftsost, tren blieb, solange gab

es auch ein gesundes fräftiges Volk; mit dem Verschwinden des Haferbreies — schwand auch die Volkskraft.

Vernehmen wir als Stütze dieser unserer Behauptung noch einen Artikel: "Das Haber mus", der vor Jahren ins "Berner Stadtsblatt" aus dem "Oltener Wochenblatt" übersging, und dieser lautet:

Es ist uns immer, je mehr man mit sozialen Bhrasen ein Bolt traftiere, bestoweniger und schlechter werde des Bolfes Nahrung. Und in der Tat ist mit dem Reichtum der Brogramme gur Bebung unferes Boltswohls feine einstige naturgemäße, gefunde Nahrungsweise zurückgegangen und in all bem lauten Phrasengetlingel ber Gegenwart erstickt. Beute hat das Schweizervolf viel Phrasen zu verdauen, Die es vielfach nicht versteht und bei benen es hungert. Und doch ist neben der Arbeit die Ernährung ein Sauptfattor ber fozialen Frage und beide - Arbeit und Ernährung - greifen tief in biese ein : Gie sind bie Grundlagen ber Staatseriftenz, die Grundlage der Gefellschaft überhaupt.

(Zeitschrift für Erziehung und Unterricht.)
(Fortsetzung folgt.)

Effen und Trinken in alter Beit.

Löffel und Messer waren seit urdenklicher Zeit die Justrumente, deren man sich beim Essen bediente; nur die Gabel ist erst hinzusgekommen, als in der Mitte des 16. Jahrshunderts mit der Berfeinerung der Künste und Wissenschaften sich auch die Sitten verseinerten. Bei den sprichwörtlich gewordenen Festmahlen des Lucullus zu Rom nahmen die Tafelgäste mit den Händen die Speisen aus der Schüssel und am glänzenden Hofe Franz des Ersten von Frankreich machte man es ebenso. Im

Mittelalter war die Gabel noch ein äußerst feltenes Berät: Rarl ber Schöne und Clemence von Ungarn befagen jeder nur eine Babel, Rarl ber Fünfte batte boch wenigstens neun, boch benützte er fie nur gum Benug von Obft. Die Gabel wurde bei ihrem ersten Erscheinen überhaupt als ein lächerliches Wertzeug betrachtet, deffen man sich sehr ungeschickt bediente; in bürgerlichen Säusern hat sie erft fehr fpat Eingang gefunden. Ueberhaupt war das Arrangement der Tafel in früheren Jahrhunderten höchst verschieden von dem in unseren Tagen. Auf den Burgen und Schlössern der Ritter rief nicht die Glocke die Tischgenoffen zusammen, sondern einige Trompetenstöße vom Turm berab verfündeten, daß die Zeit jum Mittageffen gefommen fei. Auch wenn der Burgherr allein speifte, zeigte ein Hornfignal vom Göller aus an, daß ber Ritter jest fpeife und also nicht gestört zu werden wünschte. Anders wollte es jener Tartarenfürst, der nach feinem Diner blafen ließ, jum Beichen, bag er jett gespeift habe, und nun auch die andern Fürsten der Erde fpeisen fonnten.

Bei größeren Belagen faß oben der Berr des Hauses, die Gafte reihte man paarweise um den Tisch, was notwendig war, weil sehr oft zwei aus einem Teller effen mußten. In der Nähe des herrn oder der Frau des haufes faßen jene, die man besonders auszeichnen wollte. Der Chrenplat war nicht ein bestimmter Plat im Speisesaal, aber jo oft es tunlich war, wurde jener Plat dafür auserlesen, der an dem von der Ture am weitesten enifernten Fenfter sich befand. Unfere heutigen Gesellschaftsfreise könnten etwas lernen von der Rücksicht, mit der ber Gaftgeber feine Gafte behandelte. Da gab es feinen Rangunterschied; jeder Eingeladene mar gleich viel wert und man fand feinen Berftog darin, einen ein= fachen Gerichtsschreiber neben eine Bergogin gu